

Vorwort

Im späten 18. Jahrhundert entdeckte eine junge Generation von Literaten und Künstlern die Schatten hinter dem Licht der Vernunft. Die Kriege und Wirtschaftskrisen dieser Zeit hatten Zweifel an der absoluten Gültigkeit der Ratio aufkommen lassen und das Vertrauen in ein aufgeklärtes, fortschritts-gläubiges Denken erschüttert. Die Nachtseiten des Lebens forderten ihren Tribut: Das Erhabene und das Schreckliche, das Wunderbare, Fantastische und Grotteske machten dem Schönen seine Vormachtstellung streitig. Sie ergriffen auch die nachfolgenden Generationen und ziehen uns noch heute in ihren dunklen Bann.

Der Begriff »schwarze Romantik« lässt sich nicht eindeutig bis zu seinen Ursprüngen zurückverfolgen. Doch er hat – wie die Romantik überhaupt – seine Anfänge in der Literatur. Im Deutschen ist die Bezeichnung eng mit dem Anglistikprofessor Mario Praz und dessen Veröffentlichung *La carne, la morte e il diavolo nella letteratura romantica* von 1930 verknüpft, die 1963 als *Liebe, Tod und Teufel. Die Schwarze Romantik* auf Deutsch erschien. In seinem Verständnis der dämonischen

Seite der Romantik bezieht sich Praz auf die »Gothic Novel«; im Französischen »Le roman noir«. Seine Untersuchung setzt im Manierismus an und führt bis ins frühe 20. Jahrhundert. Die Analyse findet vor dem Hintergrund des kulturellen Niedergangs vor dem Zweiten Weltkrieg statt und verrät eine Passion für die Nachtseiten der menschlichen Psyche. Überraschend ist, dass der Begriff der »schwarzen Romantik«, der lediglich im Titel erscheint, zu einem festen Terminus geworden ist. Im *Sachwörterbuch der Literatur* heißt es: »Schwarze Romantik; Schauerromantik, die irrationale Tendenz der Romantik zum Unheimlich-Gespensischen, Fantastisch-Abseitigen und Dämonisch-Grotesken als Gestaltung von Ängsten, Träumen, Wahnvorstellungen und Nachtseiten des Menschlichen, bes. in Schauerroman, Gespenstergeschichte und Satanismus«. Auch in anderen Standardwerken bleibt die Definitionen der »schwarzen Romantik« vage. So wird deutlich, dass man sich dem Phänomen vielleicht annähern, es umkreisen, in seiner Vielschichtigkeit aber nicht vollständig erfassen kann. Zudem lässt sich die Erscheinung nicht auf eine bestimmte Epoche festlegen, sondern ist zunächst durch ihre Charakteristika zu verstehen. Gleiches gilt für den Ausdruck in der Kunstgeschichte, wobei der Begriff dort wesentlich seltener Gebrauch findet als in der Literaturgeschichte. Doch es waren beileibe nicht nur die Literaten, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts den Weg aus dem Licht in das Schattenreich der Hexen, Dämonen und Spukgestalten, kurz in das Reich der Fantasie suchten. Dieser Leseband entstand parallel zur Aus-

stellung *Schwarze Romantik. Von Goya bis Max Ernst*, die im Herbst 2012 im Städel Museum gezeigt wurde.

Die Auswahl der im Buch zusammengetragenen Geschichten, Gedichte und Märchen soll einen ersten Einblick in das weite Feld der schaurig-schönen Literatur bieten. Manche Beiträge gehören zu den Klassikern des Genres, andere überraschen und sind kaum bekannt. Das Spektrum der vorgestellten Geschichten reicht von Jean Pauls nihilistischer Traumvision bis hin zu H. P. Lovecrafts düster exotischer Erzählung *Die tote Stadt*. In der Anthologie, deren Titel Jean Lorrains Kurzgeschichte entliehen ist, sind Vampire und Gespenster genauso zugegen wie eine böse Stiefmutter. Letztere entstammt Grimms Märchen *Der Machandelbaum* und serviert ihrem Gatten dessen Sohn zum Mittagessen. Wie viele andere Märchen der Gebrüder Grimm strotzt diese Geschichte von grotesk anmutenden Gewaltfantasien. In späteren Überarbeitungen wurden diese zum Wohle der Kinder getilgt; da die vorliegende Anthologie aber kein Kinderbuch ist, darf hier munter gespeist werden! Guten Appetit.

Danken möchte ich Nerina Santorius und Ingo Borges, die wesentliche Impulse zu diesem Buch gegeben haben. Mit Literaturhinweisen geholfen haben außerdem Silke C. Schuck sowie Klaus-Dieter Stork. Ihnen, genauso wie Annette Kulenkampff und Karin Osbahr vom Hatje Cantz Verlag, gilt mein ganz herzlicher Dank.

Felix Krämer

»Der Zauber des Entsetzlichen verlockt nur die Starken.«

Charles Baudelaire

I

»Wenn Sie es sehen wollen«, hatte mein Freund de Jakels gesagt, »nun gut, besorgen Sie sich einen Domino und eine Samtmaske, einen einigermaßen eleganten Domino aus schwarzem Satin, ziehen Sie schwarz Pumps an und unbedingt schwarze Seidenstrümpfe. Ich hole Sie dann zu Hause ab, erwarten Sie mich Dienstag gegen halb elf.«

Angetan mit einem faltigen, langen Kapuzenmantel aus knisternder Seide und einer Samtmaske, deren seidene Bänder ich hinter den Ohren befestigt hatte, erwartete ich in meiner Junggesellenwohnung in der Rue Taitbout am nächsten Dienstag meinen Freund de Jakels, während ich mir am Kaminfeuer meine Füße wärmte, die in den ungewohnten Seidenstrümpfen zugleich heiß und kalt waren. Undeutlich drang von der Straße Hörnerblasen und das etwas wüste Lärmen einer Karnevalveranstaltung zu mir herein.

Der einsame Abend erschien mir seltsam und, wenn ich es mir recht überlegte, mit der Zeit sogar etwas beunruhigend, da ich im Halbdunkel meiner Erdgeschosswohnung mit ihren vielen Nippstücken und schweren Vorhängen im Sessel saß,

und die Wandspiegel den Schein der Petroleumlampe zurückwarfen und das Flackern der beiden hohen, sehr weißen schlanken Kerzen, wie die bei einem Leichenbegängnis. De Jakels kam nicht! Das Geschrei der Masken in der Ferne erhöhte noch die Feindseligkeit des Schweigens um mich; so still brannten die beiden Kerzen, dass ich schließlich aus lauter Nervosität aufstand. Ich konnte die drei Lichter einfach nicht mehr ertragen und wollte eins ausblasen.

In diesem Augenblick tat sich eine der Türen auf, und de Jakels trat ein.

De Jakels? Ich hatte ihn weder läuten noch die Türe öffnen hören. Wie war er in meine Wohnung gekommen? Seither habe ich oft darüber nachgedacht; jedenfalls war de Jakels da, er stand vor mir. War aber dieser lange Domino, diese dunkle, verhüllte und wie ich maskierte Gestalt wirklich de Jakels?

»Sind Sie bereit?« fragte seine Stimme, die ich nicht erkannte; so verändert war sie. »Mein Wagen ist da, wir wollen uns auf den Weg machen.«

Ich hatte seinen Wagen weder vorfahren noch vor meinen Fenstern anhalten hören. In welchem Alptraum, in welches Dunkel und welches Geheimnis hatte ich mich eingelassen?

»Mit Ihrer Kapuze können Sie nicht hören, Sie sind es nicht gewöhnt, sich zu maskieren«, dachte de Jakels laut. Er hatte mein Schweigen richtig gedeutet: Demnach war er heute Abend geradezu hellsichtig. Er hob meinen Domino an und überzeugte sich davon, dass ich auch wirklich feine Seidenstrümpfe und leichte Pumps trüge.

Diese Geste beruhigte mich, es war also wirklich de Jakels und kein anderer, der da als Domino verkleidet mit mir sprach. Ein anderer hätte sich nicht darum gekümmert, ob ich den Rat befolgt hätte, den de Jakels mir vor einer Woche gegeben hatte.

»Nun gut, gehen wir!« sagte er in befehlenden Tone; und im Geraschel von Seide und Satin eilten wir den Gang zur Auffahrt entlang, nicht viel anders, schien mir, als zwei riesige Fledermäuse. Unsere Kapuzenmäntel flatterten plötzlich wie Flügel über unseren Dominos.

Woher kam mit einem Mal solch starker Wind, der Hauch des Unbekannten? Das Wetter an diesem Faschingsdienstag war doch feucht und mild.

II

Wohin entführte uns jetzt diese dunkle und ungewöhnlich leise Droschke, deren Räder auf dem Holzbelag der Straßen und dem Kopfsteinpflaster der verlassenenen Alleen ebenso wenig Geräusch verursachten wie die Hufe der Pferde?

Wohin fuhren wir über die langen Quais und an unbekanntem Uferböschungen entlang, die kaum hier und dort durch die Stocklampe an einem altertümlichen Laternenpfahl erhellt waren? Lange schon hatten wir die fantastische Silhouette von Notre-Dame, die sich jetzt jenseits des Flusses vom bleiernen Himmel abhob, aus den Augen verloren. Quai Samt-Michel, Quai de la Tournelle, sogar Quai de Bercy hatten wir schon hinter uns gelassen und waren nun weit entfernt

von Oper, Rue Drouot, Rue le Peletier und Stadtzentrum. Wir fuhren auch nicht nach Bullier, dem Treffpunkt des schändlichen Lasters, das sich hier in den Faschingsnächten unter dem Schutz der Maske fast wie besessen und geradezu zynisch offen austobte. Mein Begleiter sagte nichts.

Am Ufer der schweigenden und bleichen Seine, über die sich immer seltener eine Brücke spannte, auf anscheinend endlosen Uferstraßen, bepflanzt mit großen, dünnen Bäumen, deren kahle Äste sich wie Totenfingern in den fahlen Himmel streckten, wurde ich von sinnloser Angst gepackt, einer Angst, die durch de Jakels unerklärliches Schweigen nur noch verstärkt wurde; ich begann geradezu an seiner Gegenwart zu zweifeln und glaubte, neben einem Unbekannten zu sitzen.

Mein Begleiter hatte meine Hand ergriffen, und obgleich sein Händedruck sanft und kraftlos war, hielt er mich doch wie in einem Schraubstock und presste meine Finger zusammen ... Dieser machtvolle und willensstarke Griff ließ mir das Wort in der Kehle stecken bleiben, und unter seinem Druck fühlte ich, wie jeder Versuch zur Auflehnung in mir zerschmolz und sich auflöste. Wir waren jetzt außerhalb der Befestigungen und fuhren auf breiten Straßen zwischen Hecken, trübseligen Läden von Weinhändlern und schon längst geschlossenen Kneipen. Der Mond, der endlich die Wolkendecke durchbrochen hatte, schien über die lauernde Vorstadtlandschaft ein salzglitzerndes Tuch zu breiten. In diesem Augenblick war mir, als seien plötzlich die Hufe der Pferde auf dem Straßenpflaster wieder zu hören und als quietschten die Räder der

Droschke, nun nicht länger mehr Schemen, auf Steinen und Kies.

»So«, murmelte mein Begleiter. »Wir sind da, wir können aussteigen.« Und als ich zaghaft stotterte »Wo sind wir?«, fuhr er fort: »Am italienischen Tor, außerhalb der Befestigungen. Wir haben den weiteren Weg genommen, weil der sicherer ist, aber morgen früh fahren wir auf einem anderen zurück.«

Die Pferde hielten, und de Jakels ließ mich los, um die Tür zu öffnen und mir die Hand zu reichen.

III

Es war ein sehr hoher, großer Saal mit gekalkten Wänden, hermetisch verschlossenen Innenläden vor den Fenstern und mit Tischen im Raum verteilt, an denen Zinnbecher an Ketten befestigt waren. Im Hintergrund führten drei Stufen zum zinkblechverkleideten Schanktisch, auf dem sich Unmengen von Likören und Flaschen mit den bunten Etiketten berühmter Weinhändler befanden. Hier drinnen brannte das Gas hell und einladend; der Saal war, wenn auch vielleicht geräumiger und sauberer als üblich, im Großen und Ganzen doch das typische Lokal eines Vorstandswirts, der seinen Gästen etwas bietet und dessen Geschäft floriert.

»Vor allem, kein Wort, wer immer es auch sei. Sprechen Sie mit niemandem und antworten Sie noch weniger. Sie könnten merken, dass Sie nicht zu ihnen gehören, und das würde uns eine ungemütliche Viertelstunde bereiten. Mich kennt man hier.« Mit diesen Worten schob de Jakels mich in den Saal.

Hier saßen verstreut einige Masken und tranken. Bei unserem Eintritt erhob sich der Wirt und kam gewichtig und schleppenden Schritts auf uns zu, als wollte er uns den Weg versperren; ohne ein Wort hob de Jakels den Saum unserer Dominos und zeigte ihm unsere mit Pumps bekleideten Füße: Das war zweifellos das Sesam-öffne-dich in diesem seltsamen Lokal. Der Wirt kehrte schwerfällig zu seinem Schanktisch zurück, und ich hatte bemerkt, dass er, merkwürdig genug, auch maskiert war. Seine Maske bestand aus grob und burlesk bemalter Pappe und sollte ein menschliches Gesicht darstellen. Die beiden Kellner, zwei Riesen mit aufgekremelten Hemdsärmeln, man sah so ihre behaarten Ringerarme, gingen schweigend von Tisch zu Tisch; auch sie unter ebensolchen schrecklichen Masken verborgen.

Die wenigen Maskierten an den Tischen trugen Masken aus Samt oder Seide. Abgesehen von einem dicken Kürassier in Uniform, einem Grobian mit ungehobeltem Benehmen und rötlichem Schnurrbart, der neben zwei eleganten Dominos aus zartlila Seide am Tisch saß und unbedeckten Gesichts trank, die blauen Augen bereits verschwommen, hatte keiner der dort Anwesenden ein menschliches Gesicht. In einer Ecke fielen zwei hochgewachsene Gäste mit Samtmützen und schwarzen Seidenmasken durch ihre verdächtige Eleganz auf; denn sie trugen Blusen aus blassblauer Seide, und unter ihren allzu neuen Hosen schauten schmale Frauenfüße in Seidenstrümpfen und Pumps hervor; dieses Schauspiel würde ich wohl immer noch wie hypnotisiert betrachten, wenn de Jakels

mich nicht in den Hintergrund des Saales zu einer mit einem roten Vorhang verhängten Glastür gezogen hätte. »Eingang zum Ball« stand in kunstvoll verschnörkelten Buchstaben daran, offenbar dem Gesellenstück des Malerlehrlings; ein Gemeindepolizist hielt in der Nähe Wache. Das war mir eine Beruhigung, aber im Vorbeigehen streifte ich seine Hand und stellte fest, dass sie aus Wachs war, aus Wachs wie sein rosiges Gesicht mit dem aufgeklebten Schnurrbart. Ich hatte das entsetzliche Gefühl, dass das einzige Wesen, dessen Anwesenheit an diesem geheimnisvollen Ort mich beruhigt hatte, eine Puppe war.

IV

Wie viele Stunden irrte ich jetzt schon allein unter diesen Masken umher, in diesem Raum, der eine gewölbte Decke wie eine Kirche hatte und tatsächlich auch eine Kirche war, eine verlassene und ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogene Kirche, in diesem riesigen Saal mit den Spitzbogenfenstern, von denen die Mehrzahl zwischen ihren kleinen Säulen zur Hälfte zugemauert war und wo die Blattornamente der Säulen mit einer dicken, gelblichen Gipsschicht überzogen waren, so dass die Blütenkapitelle kaum noch sichtbar waren.

Was für ein seltsamer Ball, wo niemand tanzte und wo es kein Orchester gab! De Jakels war verschwunden, ich war allein, mir selbst überlassen inmitten dieser unbekanntten Menge. Ein vom Gewölbe herabhängender schmiedeeiserner Kronleuchter verbreitete helles Licht und beschien die staubigen

Steinplatten des Fußbodens, von denen einige, mit schwärzlichen Inschriften, vielleicht Gräber bedeckten; im Hintergrund, an der Stelle, wo gewiss früher der Altar gestanden hatte, waren in halber Wandhöhe Futterkrippen und Raufen angebracht, und in den Ecken lagen Haufen von vergessenem Zaumzeug und Halftern: der Ballsaal ein Pferdestall. Frisierspiegel in Goldpapierrahmen auf beiden Seiten des Raum warfen einander das Abbild der schweigenden Promenade zu. Aber dann hörte das Spiel im Spiegel plötzlich auf. Alle Masken hatten Platz genommen und saßen jetzt reglos zu beiden Seiten der alten Kirche, bis zu den Schultern in dem alten Chorgestühl verborgen.

Dort saßen sie, stumm. Ohne eine Bewegung, als hätten sie sich in das Geheimnis ihrer langen Silberstoffmasken, mattsilbern mit stumpfen Glanz, zurückgezogen; es gab hier keine Dominos, keine Blusen aus blauer Seide, keine Colombinen und keine Pierrots und auch keine drolligen Verkleidungen – alle diese Masken waren sich ähnlich, bekleidet mit demselben grünen Gewand, einem bleichen, schwefeligen Grün, mit weiten, schwarzen Ärmeln, und alle hatten dunkelgrüne Kapuzen über dem Kopf und vor dem Gesicht silberne Masken mit zwei Löchern für die Augen.

Man hätte denken können, es wären die kreidebleichen Gesichter von Aussätzigen in den alten Leprosenhäusern; ihre Hände in den schwarzen Handschuhen hielten schwarze Lilien mit langem Stängel und blassen Blättern; und ihre Masken waren wie die von Dante mit schwarzen Lilien umkränzt.

Alle diese Kuttenträger saßen schweigend in gespenstischer Reglosigkeit da, und die Spitzbogenfenster bildeten über ihren Totenkränzen eine durchsichtige Mitra aus mondweißem Himmel.

Ich fühlte, wie mir vor Entsetzen die Sinne schwanden; das Übernatürliche umging mich: diese Starre, das Schweigen all dieser maskierten Wesen! Wer waren sie? Noch eine Minute der Ungewissheit, und ich wäre wahnsinnig geworden! Es hielt mich nicht mehr, ich trat zu einer der Masken und hob mit vor Angst bebender Hand blitzschnell ihre Maske hoch.

Grauen! Es war nichts darunter. Nichts! Mein verstörter Blick traf nur die hohle Kapuze; Gewand und Mantel waren leer. Dieses Wesen, das lebte, war nur Schatten und Nichts.

Irr vor Angst riss ich auch dem Kuttenträger auf dem nächsten Chorstuhl die Maske herunter: Die Kapuze aus grünem Samt war leer, leer die Kapuzen der anderen Masken, die an der Wand saßen. Alle hatten Schattengesichter, alle waren aus Nichts.

Das Gas brannte heller, es zischte fast in den hohen Saal; durch die zerbrochenen Scheiben der Spitzbogenfenster drang leuchtend, fast blendend, der Mondschein. Da packte mich inmitten all dieser hohlen Wesen, dieser gespenstischen Erscheinungen das Entsetzen; und vor all diesen leeren Masken drückte mir ein schrecklicher Zweifel das Herz ab.

Wenn ich wie sie wäre, wenn auch ich zu existieren aufgehört hätte und auch unter meiner Maske nichts wäre als das Nichts! Ich stürzte zu einem der Spiegel. Ein Traumwesen er-

hob sich dort vor mir, mit dunkelgrüner Kapuze und der von schwarzen Lilien umkränzten silbernen Maske.

Und diese Maske war ich, denn ich erkannte meine Handbewegung, als ich die Maske lüftete, und aus meinem vor Entsetzen weit aufgerissenen Munde drang ein Schrei, denn nichts war unter der Maske aus silbernem Gewebe, nichts im Oval der Kapuze als der um die Leere gebauschte Stoff; ich war tot und ich ...

»Sie haben wieder Äther getrunken«, grollte de Jakels' Stimme an meinem Ohr. »Merkwürdige Idee, sich damit die Langeweile zu vertreiben, während Sie auf mich warteten.«

Ich lag mitten im Zimmer, war vom Sessel auf den Teppich geglitten, nur mein Kopf ruhte noch auf dem Stuhl. De Jakels, der im Abendanzug war und darüber eine Mönchskutte trug, gab meinem verstörten Kammerdiener Anweisungen; die beiden Kerzen, die ganz heruntergebrannt waren, hatten ihre gläsernen Tropfenfänger zum Springen gebracht und mich aufgeweckt.

Es war Zeit ...